



Aalen



SCHUBART-  
LITERATURPREIS  
2019



# SCHUBART- LITERATURPREIS 2019



Förderpreis mit freundlicher  
Unterstützung der



Festakt am 27. Juli 2019 in der Stadthalle Aalen



LIEBE SCHUBART-FREUNDE,  
LIEBE LITERATUR-INTERESSIERTE

Es ist mir eine besondere Freude, Ihnen heute dieses Buch überreichen zu dürfen. Ich lege Ihnen die Dokumentation unseres Festaktes ans Herz. Sie werden den Geist des Schubart-Literaturpreises 2019 spüren, eine Preisverleihung, die leicht und spritzig den Abend verkürzte, die viel Stoff zum Nachdenken bot und die auch zum Lachen und Staunen einlud.

Es war ein Abend, an dem Christian Friedrich Daniel Schubart seine helle Freude gehabt hätte: ein Potpourri der Künste, mit Tanz, Akrobatik, Musik, Theater und Literatur; mit ernstesten Worten und heiteren Zwischentönen.

Lesen Sie die klugen Gedanken des Preisträgers Daniel Kehlmann nochmals nach, lassen Sie sich anregen, über unsere Heimat nachzudenken, ein vielschichtiger Begriff, den uns Nora Krug sehr tiefgründig und erfrischend in Text und Illustration beschreibt.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen an und mit dem Buch.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'T. Rentschler', with a stylized flourish at the end.

Thilo Rentschler  
Oberbürgermeister

## DANIEL KEHLMANN

Daniel Kehlmann wurde 1975 in München geboren. 1981 zieht er mit seiner Familie nach Wien, wo er nach dem Abitur auf einer Jesuitenschule an der Universität Wien Philosophie und Germanistik studiert.

1997 erschien sein Debutroman „Beerholms Vorstellung“, für den er den Förderpreis des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft erhält. Es folgten 2003 „Ich und Kaminski“ und 2005 „Die Vermessung der Welt“, sein in 40 Sprachen übersetzter, über zwei Millionen Mal verkaufter Bestsellerroman. Dieser zählt zu den spektakulärsten Werken der deutschen Nachkriegsliteratur.

In „Tyll“ gelingt ihm die Neuerfindung einer legendären Figur; ein großer Roman über die Macht der Kunst und die Verwüstungen des Krieges, über eine aus den Fugen geratene Welt.

Kehlmann ist ein vielfach ausgezeichnete Autor. Unter anderem erhielt er den Frank-Schirrmacher-Preis, den Hölderlin-Preis der Stadt Homburg und im Jahr 2019 den Anton-Wildgans-Preis.



## NORA KRUG

Nora Krug wurde 1977 in Karlsruhe geboren. Sie studierte Bühnenbild, Dokumentarfilm und Illustration in Liverpool, Berlin und New York. Ihre Zeichnungen und ihre Bilder-geschichten erscheinen regelmäßig in großen Tageszeitungen und Magazinen (»The New York Times«, »The Guardian«, »Le Monde diplomatique«).

Sie ist Fulbright-Stipendiatin und erhielt zahlreiche Preise und Förderungen, unter anderem der John Simon Guggenheim Memorial Foundation, der Pollock-Krasner Foundation und der Maurice Sendak Foundation. Krug ist Professorin für Illustration an der »Parsons School of Design« in New York und lebt in Brooklyn.

Ihr mit dem diesjährigen Förderpreis ausgezeichnetes Debüt „Heimat“ ist im August 2018 im Penguin-Verlag erschienen. Für dieses „deutsche Familienalbum“ wurde Nora Krug außerdem mit dem Evangelischen Buchpreis 2019 und namhaften Preisen für Literatur und Grafik, besonders auch in den USA und England ausgezeichnet. Nominert ist das Werk unter anderem für den Deutschen Jugendliteraturpreis und den Orwell-Prize für politisches Schreiben.



**VERENA  
AUFFERMANN**

Berlin

Nach einer Buchhandelslehre und dem Studium der Kunstgeschichte war sie tätig für die Frankfurter Rundschau, die Süddeutsche Zeitung, DIE ZEIT, Deutschlandradio, den Südwestrundfunk und das Erlanger Poetenfest.

Von 1990 bis 2012 war Verena Auffermann Mitglied in verschiedenen Juries: Ingeborg Bachmann Wettbewerb in Klagenfurt, Deutscher Buchpreis, Juryvorsitzende beim Leipziger Buchpreis. Seit 2014 gehört sie der Jury des Schubart-Literaturpreises an.



**ANNE-DORE  
KROHN**

Berlin

Sie wurde 1977 in Berlin geboren und lebt in Berlin und Brandenburg. In Florenz, London, Wrocław und Berlin hat sie Publizistik und Literaturwissenschaften studiert. Sie ist Absolventin der Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg. Nach einigen Jahren bei der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung und zahlreichen Reisen für den Reisetel arbeitet sie heute als Literaturredakteurin bei rbb kultur. Krohn ist Jurymitglied bei verschiedenen Literaturpreisen und moderiert regelmäßig Lesungen, unter anderem auf dem Erlanger Poetenfest.



**DR. MICHAEL  
KIENZLE**

Stuttgart

Literaturwissenschaftler, Referatsleiter im Staatsministerium des Landes Baden-Württemberg



**DR. STEFAN  
KISTER**

Stuttgart

Kulturjournalist der Stuttgarter Zeitung, zuständig für Literatur



**MICHAEL  
WEILER**

Aalen

Oberstudiendirektor am Kopernikus-Gymnasium Aalen-Wasseralfingen



**DENIS  
SCHECK**

Köln

Literaturagent, Kritiker und Übersetzer, Moderator des Büchermagazins Druckfrisch (ARD)

# Schubart- Literaturpreis 2019



## PROLOG DES OBERBÜRGERMEISTERS

Liebe Bürgerinnen und Bürger der Schubartstadt Aalen,  
verehrte Festgäste,  
liebe Mitglieder der Jury,  
verehrte künftige Preisträger,

lebhaft, leicht und mit größtem Vergnügen an der Musik – so hat uns unser Quartett mit Klängen von Mozart auf unsere Literatur-Preisverleihung eingestimmt. Ganz herzlichen Dank hierfür.

Ja, meine Damen und Herren, es ist bereits Sommer. Und es ist das erste Mal, dass der Schubart-Literaturpreis Ende Juli verliehen wird. Übervolle Terminkalender diesseits und jenseits des Atlantiks – beide Preisträger leben auch in New York – haben zunächst für diese ungewöhnliche Kombination von

SONNE – SOMMER und SCHUBARTPREIS

am heutigen Abend gesorgt. Bislang waren wir immer um Schubarts Geburtstag – 24. März 1739 – unterwegs.

Die neue Jahreszeit dürfte für die Literatur gar nicht so schlecht sein. Denn so manche Leserin und mancher Leser wird die „Sommerleseliste“ für den Urlaub noch nicht kom-

Die Werke unserer heutigen Preisträger ebnen uns den Weg in die Vergangenheit. Wir erahnen durch sie die Welten unserer Väter und Vorväter.

plett haben. Ich brauche im Sommerurlaub so rund einen halben Meter Literatur, um zu-frieden in die Ferien aufbrechen zu können. Jedenfalls bin ich mir sicher, dass es jedem ganz leicht fallen wird, seine Liste zu ergänzen, wer heute und morgen unser Literaturfest für Christian Friedrich Daniel Schubart, den großen Sohn unserer Stadt, besucht.

Meine Damen und Herren,  
bei der letzten Preisverleihung haben wir begonnen, einfachere Wege einzuschlagen.

Wenn Sie zum Beispiel am anderen Ende der Vorbühne Schlagzeug und Bass sehen, dann vermuten Sie richtig, dass dieser Abend die eine oder andere unkonventionelle Überraschung bereithält. Ohne zu viel zu verraten, möchte ich schon an dieser Stelle allen Künstlern aus den Sparten Artistik, Körperkunst, Schauspiel, E- und U-Musik, für ihre Beiträge herzlich danken.

Im Mittelpunkt des heutigen Abends stehen selbstverständlich die Verleihung des Hauptpreises und die Übergabe des von der Kreissparkasse Ostalb gestifteten Förderpreises.

Und morgen dann – mit Daniel Kehlmann und Nora Krug – unsere Matinee, bei der sie aus ihren – im wahrsten Sinne des Wortes – „ausgezeichneten“ Werken lesen werden, hier in der Stadthalle. Bringen Sie morgen gerne auch noch ihre Freunde und Nachbarn mit.

Der Schubart-Literaturpreisträger 2019 – und hier verrate ich kein Geheimnis mehr – heißt Daniel Kehlmann.

Als Autor, Essayist, Rezensent oder Dozent ist er bewandert in ganz unterschiedlichen Genres der Literatur. Sprachgewaltig, modern und mitreißend handelt sein Roman „Tyll“ von dieser legendären Figur und dessen Wanderung durch die aus den Fugen geratene Welt im Dreißigjährigen Krieg.

Daniel Kehlmann schreibt aber kein Geschichtsbuch über vergangene Tage. Vielmehr führt er die Leser tief in die Seele einer verworrenen, fehlgeleiteten Zeit voller Gegensätze und auch Grauen.

Tyll steht jedoch nicht nur für Chaos und Zerstörungslust, sondern ist zugleich das personifizierte Plädoyer für die Schönheit, die Leichtigkeit der Kunst und – ganz im Schubartschen Sinne – für die Freiheitsliebe des Menschen.

Der Freigeist Tyll nimmt für sich in Anspruch, „Majestäten zu kritisieren, weil es sonst keiner darf“. Ohne die Schellenkappe des Hofnarren tut dies Schubart 150 Jahre später auch ohne Hemmungen – und wird das Opfer fürstlicher Macht und Willkür zehn Jahre auf dem Hohenasperg:

Sein Diktum aus der Zeit im Gefängnis ist nur wenige hundert Meter von hier auf einer Wand im Schubartgymnasium zu lesen:

„Sklaverei, Kerker, Zwang und Bande – sind des Geistes Schande.“

Ein Statement – brandaktuell für unsere Gegenwart – wie für Schubart – und Tyll.

Lieber Herr Kehlmann, zwischen New York und Berlin,  
herzlich willkommen in Aalen und herzlichen Glückwunsch zum Schubart-Preis 2019.

Einen weiteren unkonventionellen Blick in die Vergangenheit eröffnet uns Nora Krug mit ihrem illustrierten Buch „Heimat“.

Schritt für Schritt nimmt sie uns mit in die Geschichte ihrer Familie. Sie geht dabei wichtigen Fragen nach, die hervorragend in unsere Gegenwart passen:

Was macht die deutsche Identität aus? Hat das Wissen um die Beteiligung eigener Angehöriger am Aufstieg der Nazis, am Zweiten Weltkrieg und am Holocaust Folgen für die eigene Identität?

Geboren in Karlsruhe, ist Nora Krug Dozentin an der Parsons School of Design in New York.

Und das spürt man auch – Seite für Seite bei diesem ungewöhnlichen Buch. Nora Krug recherchierte, schreibt und puzzelt über ihre Familiengeschichte in den Zeiten des Holocaust. Entstanden ist ein kluges, visuell herrlich opulentes Collagen-Buch für Erwachsene.

Vehrte Frau Krug, seien Sie uns ebenfalls herzlich willkommen aus New York und herzlichen Glückwunsch zum Förderpreis 2019.

Meine Damen und Herren,  
Ich verspreche Ihnen, es wird ein freudiger Abend.  
Für Sie als Freunde der Literatur,  
für die Preisträger – mittels Preisgeld – sowieso,  
sowie für die Stadt Aalen und die Kreissparkasse Ostalb  
und nicht zuletzt, für die Mitglieder der Jury nach getaner  
– ja – *erfolgreich* getaner Arbeit.

Von der Jury wurde wieder einmal ein ordentliches Stück Arbeit abverlangt! Herzlichen Dank für Ihr Engagement in Sachen Schubart und Literaturförderung.

Herzlichen Dank für Ihre *einstimmige* Entscheidung nach geschätzten 3 bis 4000 Seiten Literatur, die Sie lesen mussten – nein, lesen durften.



■ Literatur hält keine Patentrezepte zur Lösung der vielen Probleme unserer Zeit bereit. Ich bin mir aber sicher, dass in der Literatur eine ganz große Kraft liegt: Indem Literatur den kreativen und visionären Horizont – für uns – eröffnet.

Meine Damen und Herren, begrüßen Sie mit mir herzlich in unserer Mitte Verena Auffermann aus Berlin, Dr. Stefan Kister und Dr. Michael Kienzle, beide aus Stuttgart, Denis Scheck aus Köln sowie Michael Weiler aus Aalen.

Die Laudatio für Nora Krug übernimmt heute freundlicherweise Frau Krohn vom Rundfunksender Berlin-Brandenburg. Frau Krohn, seien Sie uns ebenfalls herzlich willkommen.

Gerne darf ich noch einige unserer Ehrengäste namentlich begrüßen. Ein herzliches Willkommen, auch im Namen der Mitglieder des Gemeinderates, rufe ich zu:

Unseren Abgeordneten in Land und Bund Margit Stumpp und Winfried Mack.

Ich grüße unseren Ehrenbürger OB a.D. Ulrich Pfeifle mit Gattin Und selbstverständlich gilt mein herzlicher Willkommensgruß Dr. Christof Morawitz, dem Vorstandsvorsitzenden der Kreissparkasse Ostalb.

Es ist gut zu wissen, dass wir durch Ihrer aller Anwesenheit und Ihrer Unterstützung für den zweitältesten Literaturpreis auch ein ganz starkes Signal für die Kultur in die Region Ostwürttemberg und weit darüber hinaus senden!

A propos Unterstützung für die Literatur und Schubart: Gerne lade ich Sie dazu ein, einen Blick in den Flyer der neuen Schubart-Gesellschaft zu werfen. Sie wurde vor einem Vierteljahr hier in Aalen im Rahmen des Schubartsymposiums gegründet und Sie alle können selbstverständlich Mitglied werden.

Verehrte Frau Auffermann, heute übernehmen Sie die Rolle der Laudatorin für Daniel Kehlmann. Und verehrte Frau Krohn, Sie stellen uns anschließend die Förderpreisträgerin Nora Krug vor.

Lassen Sie mich zuvor noch die angenehme Pflicht des Gastgebers übernehmen, Sie unserem Publikum vorzustellen.

Liebe Frau Auffermann! Sie sind bereits allen Literaturfans in Aalen durch Ihre wiederholte Tätigkeit als Laudatorin bekannt. Sie leben in Berlin und sind freischaffende Publizistin, Literaturkritikerin, Dozentin und Herausgeberin mit den Publikationsschwerpunkten Literatur und Kunst.

Herzlichen Dank für Ihr Wirken in der Jury und Ihre Laudatio auf Daniel Kehlmann.

Liebe Frau Krohn! Sie sind heute zum ersten Mal in Sachen Schubart bei uns. Sie leben in Berlin und Brandenburg, haben Publizistik und Literaturwissenschaften in London, Wrocław und Berlin studiert und die Henri-Nannen-Journalistenschule in Hamburg

besucht. Nach einigen Jahren als „feste Freie“ der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung arbeitet Frau Krohn heute als Literaturredakteurin beim Kulturradio RBB: Rundfunk Berlin Brandenburg. Einen Flughafen gibt es dort zwar nicht – aber ein gutes Kulturradioprogramm.

Liebe Gäste, liebe Preisträger, sind wir also gespannt und freuen uns auf die Ansprachen.

Literatur hält keine Patentrezepte zur Lösung der vielen Probleme unserer Zeit bereit. Ich bin mir aber sicher, dass in der Literatur eine ganz große Kraft liegt: Indem Literatur den kreativen und visionären Horizont – für uns – eröffnet.

Gerade deshalb haben wir den Vorschlag eines langjährigen Mitglieds der Jury sehr begrüßt, neben dem Literaturpreis auch einen Schubart-Abiturpreis für herausragende Leistungen in den geisteswissenschaftlichen Fächern zu vergeben, den die Besten eines Jahrgangs in den Fächern Deutsch, Gemeinschaftskunde, Geografie und Bildende Kunst/Musik erhalten.

Meine Damen und Herren, die Werke unserer heutigen Preisträger ebnen uns den Weg in die Vergangenheit. Wir erahnen durch sie die Welten unserer Väter und Vorväter. Wir können uns die Freiheit nehmen, die ganz anderen Lebensumstände zu durchdringen und kennen zu lernen, ohne an ihren Schattenseiten teilhaben zu müssen.

Wir können die dunklen Seiten der Macht benennen, ohne um Leib und Leben zu fürchten.

Diese Literatur ist freisinnig und manchmal provokant, ja sie steht ganz nach dem Diktum von Christian Friedrich Daniel Schubart gegen Sklaverei, Kerker, Zwang und Bande. Denn wir wissen auch aus unserer Gegenwart: Sie sind des Geistes Schande.

In diesem Sinne:

Nochmals herzlich willkommen zum literarischen Sommerwochenende in unserer Stadt.



## LAUDATIO AUF DANIEL KEHLMANN

Meine erste Begegnung mit dem Autor Daniel Kehlmann fand in einem ICE statt. Die strenge Kollegin S. saß mit einem Buch am Fenster, das Gesicht von den dunklen Haaren verdeckt, ihre Körperhaltung signalisierte: „stör’ mich bitte nicht“. Kurz vor dem Mannheimer Hauptbahnhof schlug sie das Buch zu, seufzte, sah mich triumphierend an und warf mir den knappen Satz zu: „Kehlmann, junger Autor, Österreicher, „Beerholms Vorstellung“, Debüt, merk’s Dir, von ihm wirst Du hören“, und verließ, ohne ein weiteres Wort zu vergeuden, den Zug.

Seit der Zugfahrt sind 22 Jahre vergangen, und Daniel Kehlmann, der Debütant von damals, ist der Aalener Schubart-Preisträger von heute. Sie, lieber Daniel Kehlmann, haben S. den Gefallen getan. Sie hat Recht behalten. Kritiker lieben das.

Schon in diesem ersten Roman wird das große Thema angeschlagen, das den Autor während der darauf folgenden Jahre beschäftigen soll – und wenn ich mich nicht irre, noch weiter beschäftigen wird. Oder anders gesagt, Daniel Kehlmann hat seit diesem ersten Roman eine Vorliebe für ein schillerndes, schwer zu durchschauendes, nicht immer sympathisches Gegenüber. Ihm hält er unverbrüchlich die Treue. Dazu setzt der Autor die Zeit, ohne mit der Wimper zu zucken, außer Kraft und entwendet in der Rolle des diebischen Autors seine Gegenüber aus weit entfernt liegenden Jahrhunderten und Milieus. Mit einem Mouse-click zieht er sein Personal auf den Bildschirm, wo diese dann ihr blaues Wunder erleben können.

■ All die Kehlmannschen Romane kreisen um die Fragen nach Fiktion und Realität, also um die Macht der Täuschung und damit um die fließenden Dimensionen des Dämonischen.



Ihr literarisches Lieblingsmodel, lieber Daniel Kehlmann, ist die Figur des Zauberers oder des Spielers. Aber diese beiden Figuren sind sowieso ein und dasselbe. Ein Jongleur als Alter ego? Ein Draufgänger als Spielfigur für den Erzähler, um als Lügner und Erfinder die Trittfestigkeit der Himmelsleiter bis runter zum glitschigen Höllenschlund auszutesten.

Der Autor Daniel Kehlmann, ob er erfundene Figuren, oder historisch verbürgtes Personal einsetzt, scheint geradezu magisch oder auch magnetisch an einen bestimmten Menschentyp gebunden. Der Ich-Erzähler im Mittelpunkt des Romans „Beerholms Vorstellung“ berichtet, wie er mit Kartentricks probiert, über schulische Misserfolge hinweg zu täuschen, es dann mit der Theologie versucht (ist Gott nicht vielleicht auch ein Zauberer?), sich nach einiger Zeit verzweifelt von der Religion ab- und der abgründigen Zauberkunst zuwendet. Auch die drei Brüder im Roman „K“ teilen sich eine Leidenschaft, sie zaubern.

Daniel Kehlmann hat im Alter von zweiundzwanzig Jahren Beerholm, den Zauberer, den Posten des Chefassistenten seiner Phantasie zugewiesen.

In all seinen Büchern lässt sich so ein Widerpart finden. „Ich und Kaminsky“, zum Beispiel ist eine grandiose Satire über einen unverschämt überheblichen, taktlosen und unsympathischen jungen Kunstkritiker, den er Sebastian Zöllner nannte. Mit dem Roman verpasste der damals achtundzwanzigjährige Autor dem „Kritiker“ einen saftigen Denkartzettel. Der Roman wurde sein erster großer Erfolg. Verfilmt wurde „Ich und Kaminsky“ auch.

In der „Vermessung der Welt“ traf die Kehlmannsche Lust an zwielichtigen Charakteren den Mathematiker Gauß. Sie nennen die „Vermessung der Welt“ eine „Komödie über Gelehrte und über die Aufklärung“. Das verkaufte sich allein im deutschsprachigen Raum 2,3 millionenfach, unglaublich, – weltweit über 6 Millionen Exemplare – dass es noch so viele Leser gibt!

All die Kehlmannschen Romane kreisen um die Fragen nach Fiktion und Realität, also um die Macht der Täuschung und damit um die fließenden Dimensionen des Dämonischen. Diese Männer – wo sind eigentlich, lieber Preisträger, in Ihren Büchern die Frauen, die Zauberinnen, Betrügerinnen, wieso bekommen sie, wenn auch beachtliche, so doch nur Nebenrollen? – also ihr weitgehend männliches Personal (die Vergangenheit war männlich, könnten Sie mir entgegen halten) mäandert an Abgründen entlang, erklimmt Bühnen, tut viel, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Es sind kleine und große Betrüger, Spieler, Egozentriker, Weltreisende, Mathematiker, vielbegabte Künstler. Diese „Trickser“ stehen nicht zwangsläufig angestrahlt und angehimmelt im Zentrum. Manchmal verstecken sie sich im Hinterzimmer. Ohne das Rätselhafte, Unerklärliche, Übernatürliche, auch Abstoßende als Gegenüber steht der Schriftsteller Kehlmann nur auf einem Bein.

Doch sein eigentliches Gegenüber ist, genau betrachtet, die Weltliteratur. Der Leser Kehlmann sucht sich dort Unterstützung und findet sie. In Kehlmanns sehr lohnender Textsammlung über Literatur „Wo ist Carlos Montúfar“ holt er sich Beistand beim großen

... die Wirklichkeit „ist nicht immer, nicht in allen Fällen, das Wahre.“

peruanischen Erzähler Mario Vargas Llosa gegen die Vorwürfe, empörend mutwillig mit historischem Material umzugehen. Nach Erscheinen der „Vermessung der Welt“ gab es, das können Sie sich vorstellen, davon genug.

Und wie sehen Sie, lieber Preisträger, wie sehen Sie eigentlich die Sache mit der Wirklichkeit? Ganz einfach, kontern Sie, die Wirklichkeit „ist nicht immer, nicht in allen Fällen, das Wahre.“ Und dann zitieren Sie Mario Vargas Llosa, der von der „Übermacht der Fiktion vor dem Beleg“ und von der „wundersamen Transformation des Zeugen zum Erzähler und des Stoffs zur Geschichte“ spricht. „Ein Erzähler“, ergänzen Sie selbst, und das klingt ziemlich einleuchtend, „ist nur seiner Geschichte gegenüber verpflichtet“. Und schon sind Sie fein raus.

Und wie erklärt das der südafrikanische Nobelpreisträger J. M. Coetzee? Man braucht Ruhe, schreibt Coetzee, um die „Wahrheit“ in ihrer „ganzen Substanz zu erzählen und einen bequemen Stuhl und ein Fenster, durch das man schauen kann“ – und, jetzt hören Sie das – man braucht, schreibt Coetzee, „die Fertigkeit, Wellen zu sehen, wenn man Felder vor Augen hat, und die tropische Sonne zu spüren, wenn es kalt ist. ...“

Schriftsteller müssen den Wunsch kennen, ohne ein „Selbst“ zu sein. Ohne ein Selbst, um viele andere werden zu können – und sich zum Beispiel in die Lage zu versetzen, vor Kälte zu zittern, wenn es eigentlich knallheiß ist.

Hat der Preisträger das vielleicht schon als Kind gelernt? Im Alter von 6 Jahren von München nach Wien verfrachtet, Schauspielerin die Mutter und Malerin aus Leidenschaft, Theaterregisseur und auch Filmemacher der Vater. Ein Einzelkind im Bienenstock der Geschichten? Der Junge, der bei den Proben im Theater saß, beschallt von dramatischen Texten, gelangweilt von den Wiederholungen, den gescheiterten Versuchen, Zeuge quälender Anstrengungen und von Vergeblichkeitstränen, kindlicher Beobachter großer Mühsal bei der Entstehung von Kunst?

Im Band „Lob. Über Literaturkritik“ behaupten Sie, sich früh vom Theater fern gehalten zu haben, gerade weil Sie mitten unter diesen „so verzweifelt um des Zuspruchs bedürftigen Menschen“ aufgewachsen sind und spürten, dass das Theater „nicht gut“ für sie ist. Aber sind Autoren nicht ebenso „verzweifelt des Zuspruchs bedürftig“? Sie, Daniel Kehlmann, mögen eine Ausnahme sein, aber unter allen, die ich kenne, wären Sie die große Ausnahme!

Es ist ein Zauber verbreiternder Augenblick, der sie als Kind im Wiener Theater an der Josefstadt in allergrößtes Staunen und Entzücken versetzte. Die Bühne war leer, der Vater rief etwas nach oben und ein riesiger Kristalllüster – „aufleuchtend aus der Dunkelheit“ – senkte sich herab und verschwand durch einen neuen väterlichen Befehl wieder in der Finsternis des Theaterhimmels. „Keine Theateraufführung“, schreiben Sie, „kam je an diesen Vormittag“ heran.

## Der Autor, der Geschichte erzählt, um Geschichten zu erfinden, ist ein Preisträger nach Schubarts Geschmack

Obwohl Sie selbst eine Zeitlang davon überzeugt waren, dass „Die Vermessung der Welt“ ihr einziger historischer Roman bleiben würde, ziehen Sie einige Jahre später den Kristalllüster auf die finstere Bühne des Dreißigjährigen Krieges. „Licht!“, rufen Sie und bekennen nach Fertigstellung von „Tyll“: „Ich bin ein Autor historischer Romane“. Und waren, wie mir scheint, von Ihrer eigenen Aussage überwältigt. Und – tatsächlich, so ist es, auf einem Platz, auf dem ein Planwagen steht und die Menschen Gebete murmeln, weil sie bis jetzt vom Krieg verschont worden sind, wird es Hell, und wir sehen es vor uns, alles, die ganze Szenerie.

Denn schon hat uns der allwissende Erzähler gepackt, der Erzähler, der im Roman „Tyll“ „wir“ sagt. Der gelungene Gebrauch des „Wir“ ist selten in der Literatur. Ich kenne das „Wir“ nur vom leider fast vergessenen grandiosen, verführerischen Autor Gert Hofmann. Das Kehlmannsche „Wir“ katapultiert uns 401 Jahre nach dem fatalen Prager Fenstersturz in eine der dunkelsten Epochen unserer Geschichte und in den großen Stoff, den wir schon in der Schule nicht so richtig verstanden haben.

„Tyll“ beginnt so leicht und so spielerisch, dass wir bereits auf Seite 9 unbefangen und selbstverständlich mit großen Augen und Ohren mit den anderen gemeinsam auf der Wiese sitzen, den gescheckten Wams des Tyll Ulenspiegel erkennen, seine kleinen Augen mustern und seine Hasenzähne anstarren und die ganze digitale Pracht um uns herum vollkommen vergessen.

Vergessen, weil Daniel Kehlmann es fertig bringt, mit seinem Kristalleuchter das Dunkel der Geschichte so auszuleuchten, als wäre es das Leichteste von der Welt. Auf den ersten Seiten jongliert Tyll über das Seil, später werden wir erfahren, wie viel Fleiß und Mut das Seilgehen ihm abverlangt hat, und dann sehen wir sehr viel später das Seil in der Luft schaukeln, Spatzen nutzen es als Landebahn und die Symbolik für das Schaukeln der Dinge hat ein Bild.

Man kann nicht über „Tyll“ sprechen, ohne die Dialoge zu erwähnen, das mitreißende unmittelbare Reden, je nachdem, vom Erzähler unterbrochen oder stimuliert. Die Dialoge schaffen das Gegenüber, stellen durch die Sprache eine Gemeinschaft her zwischen dem Geschehen und dem Leser. Der Ton wird aufgedreht und der weit entfernte Alltag summt aus dem Kehlmannschen Orchestergraben heraus, raschelt, quickt und ächzt. Es stinkt, Blut fließt und trocknet rostig. Und Kehlmann erfindet eine Szene, die als Urszene für Tylls Leben gesehen werden kann. Der Junge verliert darin nicht nur die Mutter und die Mutter ihr Neugeborenes. In dieser einen Nacht wird das Kind die Todesangst kennenlernen und einem Esel das Fell über die Ohren ziehen. Angst, sagt der Erzähler, kappt Hemmungen und ermöglicht, dass Grenzen überschritten werden und er, Tyll, das Kind, schreckliche Taten begeht. Aber Kehlmann, der Autor historischer Romane, ist kein Moralist, er erklärt nicht, mahnt nicht, zuckt nicht mit den Augenlidern. Er folgt unbedingt seinen Figuren, die tun, was sie tun müssen, so unmoralisch, so verwerflich das auch in unseren von den Erkenntnissen der Aufklärung erzogenen Augen ist. Das ist seine Kunst.

» ... bei Kehlmann hat nicht die Politik – sondern die Magie die wichtigste Rolle.

Wie gewagt es ist, einen historischen Roman zu schreiben, ich kann es Ihnen sagen, höchste Kitschgefahr, Gefahr der Kolportage, Gefahr als Trivilliteratur in der Tonne zu landen. Sie selbst, lieber Herr Kehlmann, verfügen als Erzähler über eine selbstgebaute Alarmanlage. Ich kann Ihnen versichern, Ihre Anlage funktioniert.

Wie verleiht man einem vergangenen Zeitalter ein Gesicht? Wozu gibt es Bibliotheken, wozu Biografen, wozu die Kupferstiche und Bilder, wozu einen Schriftsteller wie Grimmelshausen, dessen „Simplicius Simplicissimus“ am Ende des Dreißigjährigen Krieges erschien, der nicht nur der Bestseller der Barockliteratur wurde, sondern auch ein Steinbruch für die Raffinessen eines Schelmenromans.

Grimmelshausens Simplicius wächst im Spessart in einer friedlichen Oase mitten im Dreißigjährigen Krieg auf und wird zum Hirten erzogen, um Säue, Schafe und Ziegen vor den Wölfen zu schützen. Um seine eigene Angst zu vertreiben, singt Simplicius lautstark, das lockt Soldaten heran, Grimmelshausen deutet auf den Feind. Ende der friedlichen Idylle, auf Simplicius wird geschossen, dass er sich tot stellt, rettet ihm das Leben.

Es ergeht Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“ so, wie es Kehlmanns „Tyll“ ergeht. Das Erlebnis einer Nacht wird das Schlüsselerlebnis für alle folgenden Erlebnisse sein. Diese traumatische Initiation wird das Leben des Simplicius wie des Tyll leiten. Das Urvertrauen in den Menschen ist verspielt.

Daniel Kehlmann gelingt das Kunststück, eine gänzlich andere Geschichte als die des Herrn von Grimmelshausen zu erzählen und sich doch an den entscheidenden moralischen Fixpunkten des 400 Jahre alten Werks zu orientieren. Und wenn ich zu Beginn weibliche Hauptpersonen vermisst habe, so könnten Sie jetzt denken, ich hätte Martha vergessen, das kleine Mädchen, das Tyll erst fragt, wie es heißt und dann wie alt es ist, die Martha, die am Ende des 1. Kapitels tot ist, denn auch hier war der Krieg, wie bei Grimmelshausen angekommen, furchtbar und mörderisch. Die Zeugen sind tot, und der Erzähler kann tun und lassen, was er möchte. Tot, obwohl Martha im Verlauf des Romans einen Ehemann haben wird und ein Kind.

Daniel Kehlmann sagt auf die Frage, hat Martha eine Zukunft, oder hat sie keine? „Zu Beginn hat sie eine. Dann nicht mehr. „Ich behaupte“, so Kehlmann, dass dieser Bruch der Logik eine existentielle Wahrheit transportiert, eine Wahrheit über die Geschichte, die so nur dem zugänglich ist, der sie auf der Basis der Tatsachen erfindet.“ Dann gibt es unter dem weiblichen Personal noch Tylls übermenschlich mutige Mutter Agneta und Nele.

Und natürlich, was für eine Figur, was für ein Auftritt im vorletzten Kapitel, Liz: geborene Elisabeth Stuart. Sie gehört zum historisch verbürgten Personal. Eine grandiose Szene der Selbstbehauptung gibt Kehlmann der Witwe des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, der den Protestantismus durchsetzen wollte und das Desaster eines 30 Jahre währenden Religionskrieges auslöste und als „Winterkönig“ wenig ruhmreich in die Geschichte

einging. Politische Diplomatie, will man sie verstehen, Kehlmann erklärt das mit abgezielten, der Etikette gehorchenden Dialogen.

Doch bei Kehlmann hat nicht die Politik – sondern die Magie die wichtigste Rolle. Neben Tyll tritt der Jesuit Oswald Testimond auf, der sich auf Drachen spezialisiert hat, der sogenannten „Drakontologie“ – so jedenfalls will es Kehlmann. Er stellt ihm Doktor Athanasius Kirchner zur Seite. Die zwei Doctores können über die Bedeutung von Drachenblut fachsimpeln und mit Tylls Vater debattieren, der zwar ein Müller ist, sich aber mit gelehrten Büchern die Stunden vertreibt. Außerdem fällt viel Licht auf Adam Olearius, der auf Reisen die Welt von Moskau bis in den Orient kennenlernte und als bedeutende Hinterlassenschaft einen Globus mit 3 Meter Durchmesser konstruierte. Für alles, was mit den Wundern der Zeit, der Zauberei und der Hexerei zu tun hat – also mit wahrer Könnerschaft – stellt Kehlmann einen Spezialisten ein. Auch Personen, die es historisch gar nicht gibt. So einen gewissen Wolkenstein, aber da er einen anderen Vornamen hat, ist er mit dem berühmten Minnesänger bestenfalls seelenverwandt.

Simplicius Simplicissimus erklärt sich als erfundene Figur des Erzählers Grimmelshausen seine lebensgeschichtlichen Metamorphosen selbst. „Schämte mich gar nicht, die Einfall, Lügen und Grillen alter Skribenten und Poeten vorzubringen und vor eine Wahrheit darzugeben, als wann ich überall mit dabeigewest wäre.“ Ein Zitat, das Daniel Kehlmann zugeflogen sein wird, wie eine Friedenstaube.

Als es für Kehlmanns Tyll ganz schlimm kommt, sagt er kläglich: „Ich bin aus Luft gemacht. ... Hätte schlimmer kommen können“, und ziemlich kleinlaut ruft er: „ich geh ins Kloster, wenn ich hier rauskomme. Ich meins ernst, ich will nach Andechs, weil die Mauern da fest sind“. Ein anderer, der auch in der Höhle festsetzt witzelt kläglich, „so schlimm ist Totsein auch nicht. Du gewöhnst Dich!“ und Tyll antwortet: „Aber ich sterbe nicht“.

Was für ein Abschied: der Autor stemmt sich gegen den bevorstehenden Tod seines Tyll, seiner Figur, seines Gegenüber, seines Gesprächspartners für lange Monate und Jahre. Er kann ihn nicht loslassen, ein paar Sätze, nur noch ein paar Sätze. Es ist, als gäbe der Autor ihm und sich selbst einen Schubs, los jetzt! Er will tapfer sein und Tyll, Held und trotziges Kind in einer Person, jammert, während Steine auf ihn fallen, „Ich geh jetzt. ... Ich sterbe nicht heute. Ich sterbe nicht!“ Die restliche Seite bleibt leer, ein neues Kapitel beginnt. Aber dann hebt der Erzähler noch einmal zu einem großen Finale an, zweimal taucht Tyll auf, wie kommt er in den Saal in Osnabrück, was für ein gefährlicher Tanz mit Klingen, was für ein triumphaler Abschied. Der Krieg ist zu Ende.

Und damit verlassen wir das Buch, so ungern, wie sein Autor es verlassen hat, aber auch Beethoven setzte schließlich einen Schlusspunkt unter seine Kompositionen. Und der Autor, der Geschichte erzählt, um Geschichten zu erfinden, ist ein Preisträger nach Schubarts Geschmack. Wir ziehen nicht den Hut, sondern den Kristallleuchter aus dem Dunkel der Geschichte und richten ihn mit voller Leuchtkraft auf den Schriftsteller Daniel Kehlmann.

## DANKESREDE DANIEL KEHLMANN

■ Schubart ist exemplarisch auch für die, denen sein Los erspart blieb.

Man gewöhnt sich nie an die Macht des Zufalls. Oft hält er sich im Hintergrund und lauert getarnt wie ein Raubtier im Hintergrund unseres Lebens; aber dann springt er mit einem Mal hervor und offenbart sich in aller Gnadenlosigkeit. Im Leben des Schriftstellers Christian Friedrich Daniel Schubart geschah das am 23. Januar 1777 – die meisten hier wissen natürlich, was an diesem Tag passierte: Am 23. Januar 1777 folgte Schubart der Einladung eines gewissen Klosteramtmannes Scholl zum Mittagessen in dessen Wohnung in Blaubeuren; er hatte keine besondere Lust dazu, er hätte es beinahe nicht getan, und wäre er dem Impuls, daheim zu bleiben, gefolgt, sein ganzes Leben wäre anders verlaufen. Bei Scholz nämlich, ein paar Stunden nur von Schubarts Haus im sicheren Ulm entfernt, war er im Herzogtum Württemberg und damit im Herrschaftsbereich von Herzog Karl Eugen, seinem Feind. Unerwartet traten ein paar Männer ein, einer gab Schubart sogar noch „brüderlich“ die Hand, alle hatten offenbar ein ziemlich schlechtes Gewissen, und der Klosteramtmann, der ihm die Falle gestellt hatte, wimmerte noch „Mir ist's leid! Gott weiß, mir ist's leid!“. Und schon war der berühmte Schriftsteller Schubart ohne Angabe von Gründen verhaftet oder eigentlich eher: gekidnappt worden.

Man brachte ihn auf die Festung Hohenasperg. Der Herzog und seine Gemahlin waren selbst gekommen, um den Anblick seines Eintreffens zu genießen. Schubart wurde noch verkündet, dass der Herzog sich dazu herablasse, seine Frau und die Kinder mit einem Gnadensalär zu versorgen, wofür er sich artig zu bedanken hatte, dann wurde er in ein Felsenloch geführt, in dem er das folgende Jahr in Einzelhaft verbrachte.

„Eben darum ist es so wichtig, dass wir, die wir Schubarts Nachgeborene sind, die Geschichte seiner Haft nicht verniedlichen, nicht folklorisieren, nicht bequem in die Historie abschieben.“

377 Tage in dieser winzigen Zelle. Schubart, der warmherzige und zutiefst liebenswürdige Mann, den überhaupt niemand näher gekannt zu haben scheint, ohne ihn ins Herz zu schließen – Schubart, dessen Wort weithin Geltung hatte und dessen Meinung Gewicht – und der nebenbei, oder eben *nicht* nebenbei, auch noch ein Komponist von Rang war und der vielleicht beste Organist Deutschlands, wurde geschlagen, er wurde gefoltert, er wurde gequält, und niemand war da, um ihm zu helfen. Nach einem Jahr wurde er in ein etwas besseres Zimmer verlegt: eine enge, kleine und sicher auch feuchte Gefängniszelle, in der keiner von uns, auch wenn man uns viel dafür gäbe, es auch nur eine Woche aushielte. Dies war aber schon die Verbesserung. Dies waren die menschlichen Haftbedingungen.

Das Schlimmste von allem aber sind seine Berichte über die Gehirnwäsche, der er unterzogen wurde. Man muss richtig lesen, sie sind gefiltert durch die rührseligen Formulierungen des Pietismus und wohl auch seine Angst vor Repressalien, aber man begreift doch ganz gut: „Ich machte anfangs Entwürfe zu Romanen, Gedichten und anderen Büchern und versuchte es zuweilen, ob ich nicht, wie *Moser*, mit der Lichtputze“ – also Dochtschere – „schreiben könnte. Es gelang mir, und ich verfertigte auf diese Art manches geistliche Lied, auch andere Gedichte, wovon einige wohl verdient hätten, gedruckt zu werden. Aber man merkte es bald und feilte die Spitze an der Lichtschere ab, wodurch ich auf einmal um meinen süßen Zeitvertreib kam. Die verfertigten Gedichte wurden mir abgenommen und sind hernach verloren gegangen. [...] Ich versucht' es aber mit dem

Dorn meiner Knieschnalle und machte wieder Verschiedenes. Aber diese wurde mir entwendet. Endlich behielt ich eine Gabel: aber man entdeckte auch dies und drohte mir mit der Kette. – Und nun ließ ich alles fahren und warf mich ganz in geistliche Übungen hinein.“

Schubart wurde religiös. So verlangte es der Festungskommandant Rieger, so verlangten es die Garnionsprediger. Andere Menschen als sie sah er nicht. Seine Frau und Kinder durften ihn erst Jahre später besuchen. Zu den bedrückendsten Debatten der Germanistik in den folgenden zweihundert Jahren gehört die Frage, wie echt, wie ernst gemeint, Schubarts Hinwendung zum Glauben denn eigentlich gewesen sei. Aber diese Diskussion ist obszön. Wenn jemand vollkommen den Launen seiner Peiniger ausgeliefert ist, ganz und gar, mit Leib, Seele und Leben, und wenn diese Peiniger dann von ihm Glaubensernst und Frömmigkeit verlangen, dann ist es nicht wichtig, ob er es ernst meint, wenn er diesem Zwang willfährt und zu beten beginnt. Entscheidend ist nur, ob er eine Wahl hatte.

Gefangene des Islamischen Staates wurden ebenfalls zur Konversion gezwungen und mussten sich, wenn sie überlebten, hernach nicht mit der Frage abgeben, ob es ihnen damit Ernst gewesen sei – in einigen Fällen mag es das gewesen sein, aber das ist nicht von Belang – was zählt, ist nur der unerträgliche Umstand von totaler Macht und absolutem Zwang.

„Wenn jemand vollkommen den Launen seiner Peiniger ausgeliefert ist, ganz und gar, mit Leib, Seele und Leben, und wenn diese Peiniger dann von ihm Glaubensernst und Frömmigkeit verlangen, dann ist es nicht wichtig, ob er es ernst meint, wenn er diesem Zwang willfährt und zu beten beginnt. Entscheidend ist nur, ob er eine Wahl hatte.“

Schubart wurde in der Haft gebrochen. Sein Körper erholte sich nie mehr; sein Geist – nun ja, zum Teil erholte auch er sich nicht, all die erzwungene Religiosität, all die abgepresste Fürstenschmeichelei hinterließen ihre Spuren, und doch wurde er auch nicht ganz zerstört, sondern schrieb gegen Ende der Haftzeit seine wichtigsten Gedichte. Als nach fünf Jahren Haft der christliche Taliban Rieger endlich die wohl einzig gute Tat seines Lebens setzte, indem er nämlich starb, da musste Schubart, dem nichts erspart blieb, für seinen Peiniger eine Grabschrift entwerfen. Sie können sie nachlesen, bis heute steht sie eingemeißelt auf Riegers Grabdenkmal in der Asperger Michaelskirche, sie ist ernst und schön und ehrerbietig, und man sollte eigentlich daneben eine Plakette anbringen, um die Kirchgänger darüber zu informieren, dass sie einem großen deutschen Dichter unter Gewaltanwendung abgepresst wurde.

Nun begann der zweite Teil der Geschichte von Schubarts Haft – nach dem Horror kam die Farce. Der neue Kommandant, General Scheler, erlaubte ihm, tagsüber seine Zelle zu verlassen – Festungsfreiheit nannte man das –, er erlaubte ihm auch die Abfassung von Gedichten und Briefen; er zwang ihn aber vor allem, natürlich ohne Vergütung, von morgens bis abends als Hauslehrer für Schelers Kinder zu arbeiten. Scheler war klüger als Rieger und nützte die Gunst der Stunde: Man bekommt weiß oft nicht oft die Gelegenheit, einen der großen Geister seiner Zeit als versklavte Haushaltshilfe in Dienst zu nehmen.

Aber die schmerzhafteste Lektüre – eine Lektüre, die sich so obszön anfühlt, dass man sich unwillkürlich fragt, ob diese Texte überhaupt zugänglich sein sollten – sind Schubarts Huldigungsgedichte an Herzog Karl Eugen, den sadistischen Urheber seiner Gefangenschaft, der ihm immer wieder über Zwischenträger die Hoffnung einzuflößen verstand, dass es eine Chance gäbe, sich aus der Festung hinauszuschmeicheln. Aber als ihn der Herzog wieder einmal enttäuscht und, trotz vager anderslautender Versprechen nicht freilässt, schreibt Schubart sein größtes Gedicht, sein Vermächtnis, „Die Fürstengruft“, ein Fanal über schlechte Herrscher, die, von den Nachlebenden verdammt, in ihren eleganten Begräbnisstätte, dem Jüngsten Gericht entgegenmodern.

Das Grandiose an diesem Gedicht ist, dass es selbst die von ihm ausgesprochene religiöse Drohung, nämlich die Verdammung durchs Gottesgericht am Ende der Zeit, in säkularer Weise vollzieht: Das Gedicht *ist* das Gericht, das es ankündigt. Sein Verweis auf die Gruft beschwört jenes bleibende Urteil, das kein Diktator mit all seiner Macht, zu beugen und zu kompromittieren imstande ist – die Meinung derer, welche die endlos lange Zeit nach seinem Tod bevölkern werden: die Nachwelt.

Eben darum ist es so wichtig, dass wir, die wir Schubarts Nachgeborene sind, die Geschichte seiner Haft nicht verniedlichen, nicht folklorisieren, nicht bequem in die Historie abschieben. „They are all equal now“, sagt man gerne über die Toten vergangener Zeitalter, „jetzt sind sie alle gleich“, und nichts könnte falscher sein.

Und so kann man Schubarts nicht besser gedenken, als indem man ein paar der Namen jener Kollegen nennt, denen es jetzt gerade geht wie ihm damals.

Der großherzige Musiker, Dichter und Visionär Schubart und der herzensege, heimtückische Machtwicht Karl Eugen sind keineswegs gleich und werden es nie sein.

Schubart ist exemplarisch auch für die, denen sein Los erspart blieb. Voltaires ständige Vorsicht, sein Lavieren, Taktieren und Manövrieren zwischen Frankreich, England und der Schweiz wirkt plötzlich dringend notwendig, wenn man sich Schubarts Schicksal vergegenwärtigt. Auch Schiller hätte es gehen können wie ihm, wenn er Karl Eugen nicht rechtzeitig durch überstürzte Flucht entkommen wäre; und Heinrich Heine zum Beispiel hätte später seine Matratzengruft ohne weiteres statt in Paris in einem deutschen Gefängnis finden können. Schubart hatte am meisten Pech, es hätte aber andere ebensogut treffen können – so wie es später, im zwanzigsten Jahrhundert, dem Zeitalter der Wölfe, wie es Osip Mandelstam nannte, so viele andere traf, unter anderem Mandelstam selbst oder Isaac Babel, die im Gulag verschwanden, oder Carl von Ossietzky, der das KZ nur zum Sterben verlassen durfte, oder Federico Garcia Lorca, dem die Haft nur erspart blieb, weil man ihn kurzerhand erschoss. Sie gehörten zu den berühmtesten Schriftstellern ihrer Zeit. Und als die Schergen kamen, half ihnen das nicht im Geringsten.

Schubarts Botschaft für seine nachgeborenen Kollegen liegt eben darin noch mehr als in seinem Werk. Er war der Mann, der das Unglück hatte, dass sich in seinem Fall das, was für die meisten nur eine latente Gefahr blieb, in voller Tatsächlichkeit realisierte. In dieser Hinsicht zeigt er in eine dunkle Zukunft, nämlich in unsere Gegenwart. Er ist einer der

ersten in der langen Gemeinschaft der eingesperrten, der gefolterten, der für eine Zeit oder für immer zum Schweigen gebrachten Schreiber. Seine im metaphorischen wie im wörtlichen Sinn große Gestalt erinnert daran, dass wirklich nicht viel nötig ist, um einen lästigen Skribenten auszuschalten: eine Felsenkammer, ein paar Handlanger, ein korrupter Klosteramtman, ein kleines Herzogtum ohne Rechtssicherheit.

Und so kann man Schubarts nicht besser gedenken, als indem man ein paar der Namen jener Kollegen nennt, denen es jetzt gerade geht wie ihm damals: Der Romanautor Ahmet Altan, ohne jede Schuld in einem türkischen Gefängnis; selbst das Verfassungsgericht forderte seine Freilassung, aber er wird nicht freigelassen. Der Kriminalschriftsteller Yang Henjun, eingesperrt in China, ohne Begründung, der Regisseur Oleg Sentsov, gefoltert in der eisigen Hölle einer Strafkolonie am Polarkreis, der Blogger Raif Badawi, wegen Gottlosigkeit in Saudi Arabien zu zehn Jahren und tausend Peitschenhieben verurteilt, von denen schon die ersten fünfzig ihn fast getötet hätten, der Rest könnte jeden Tag kommen, sodass er an keinem Morgen weiß, ob er den Abend erlebt.

Es gibt so viele mehr, deren einzige Hoffnung darin liegt, dass wir sie nicht vergessen – ebenso wie wir, ihre freien Kollegen, nie vergessen dürfen, wie viel Glück wir haben, solange wir schreiben dürfen was und gehen, wohin wir wollen.

Ich danke der Jury und der Stadt Aalen für diesen Preis!





## LAUDATIO AUF NORA KRUG

■ ■ Jede neue Doppelseite ist ein Kunstwerk für sich, eine beeindruckende Montage von Text und Bild.



Manchmal begegnet man ja Dingen, ohne die man nicht mehr leben möchte, wenn man sie einmal kennengelernt hat. Und im Nachhinein fragt man sich dann, wie um alles in der Welt man bisher ohne sie auskommen konnte.

Nora Krugs „Heimat“ ist ein Buch, ohne das ich nicht mehr auskommen möchte.

Dass auch Bücher eine Heimat sein können, brauche ich den meisten hier im Saal bestimmt nicht zu sagen. Als ich im letzten Jahr das erste Mal die Seiten von „Heimat. Ein Familienalbum“ aufschlug, fühlte ich mich in einer Weise beheimatet wie selten zwischen zwei Buchdeckeln.

Nora Krug und ich teilen den Jahrgang 1977, wir sind Kinder der Bundesrepublik. In meiner Erinnerung gab es zwei Themen, die in der Schule ständig auf dem Stundenplan standen: Sexualkunde und der Holocaust. Unsere Pädagogen hatten die 68er hinter sich und wollten alles richtig machen. Beide Themen wurden uns also von engagierten Lehrern jedes Schuljahr aufs Neue ans Herz gelegt – doch bei beiden fehlte jeglicher Praxisbezug. Verzeihen Sie mir diese Analogie, aber so war es. Beide Themen bedrückten uns. Beide waren irgendwie unangenehm. Um beide kamen wir nicht drumherum.

Das eine lag vor uns und sollte etwas Schönes sein, das andere lag hinter uns. Und war schrecklich. Es war etwas, für das wir persönlich nichts konnten, das aber dennoch zu

uns gehörte. Wir waren die dritte Generation. Eine Generation, auch das ist eine Beobachtung von Nora Krug, die sogar beim Yoga, wenn man im Krieger den rechten Arm ausstreckt, möglicherweise an Hitler denkt.

Nora Krug erzählt davon, wie es ist, in einem Land aufzuwachsen, in dem der Holocaust identitätsstiftend ist. Sie berichtet von ihrer Kindheit in Karlsruhe, wie ihre Schuld, wenn sie ins Ausland reiste, jedes Mal mitkam. Dass ihre Tante ihr riet, sich als Holländerin auszugeben. Wir sehen Fotos von ihrer Klassenfahrt nach Auschwitz-Birkenau. In ihre Klasse kamen Zeitzeugen, für die sie gewissenhaft Fragen vorbereiteten.

Mir ist das alles sehr vertraut. Unsere Stundenpläne waren ambitionierte Erinnerungsmärsche durch die Geschichte. Das Wissen wuchs, doch das Unwohlsein schrumpfte nicht. Wir haben viel über das Grauen gelernt. Aber wie man es anstellte, eine Deutsche, ein Deutscher zu sein, darüber lernten wir fast nichts. Da war unsere Heimat, die doch gar nicht so schlecht zu sein schien, aber ungebrochen mögen konnte man sie anscheinend nicht. Nora Krugs „Heimat“ ist auf vielen Ebenen ein grandioses, kluges Gesamtkunstwerk – die Benennung der Versäumnisse in unserer Schulbildung gehört für mich zu den größten Verdiensten.

„Wir lasen Schiller, aber verehrten ihn nicht ganz so sehr wie Shakespeare“, schreibt sie, „Wir strichen Worte wie Held, Kampf und Stolz aus unserem Vokabular. Wir lernten kaum

Das Wissen wuchs, doch das Unwohlsein schrumpfte nicht. Wir haben viel über das Grauen gelernt. Aber wie man es anstellte, eine Deutsche, ein Deutscher zu sein, darüber lernten wir fast nichts.

Nora Krug hat erfahren, wie es ist, wenn man im Ausland lebt: Man ist plötzlich viel deutscher als zuhause.

etwas über die Verluste, die die Bombardierungen der Alliierten mit sich brachten und genauso wenig über die Millionen von Deutschen, die aus den ehemaligen Ostgebieten vertrieben worden waren. Wir lernten nichts über die Geschichte unserer Heimatstadt. Wir lernten keine alten Volkslieder. Wir taten uns schwer mit der Bedeutung des Wortes Heimat.“

Wie aber nähert man sich diesem Begriff? Wie verwandelt man den kritischen, belastenden Blick auf unsere Vergangenheit in etwas Positives?

Die vortrefflichste Möglichkeit, das wissen wir seit letztem Jahr, ist so ein Buch zu machen. Weil damit jeder Abend zum Heimatabend wird, ohne dass es irgendwie tūmelt.

In Max Frisch berühmten Fragebogen, auch so ein Buch, ohne das man nicht mehr leben möchte, wenn man es einmal kennengelernt hat, gibt es u. a. diese Frage: „Woraus schließen Sie, dass Tiere wie Gazellen, Nilpferde, Pinguine, Tiger, Schimpansen usw., die hinter Gittern oder Gehegen aufwachsen, den Zoo nicht als Heimat empfinden?“ Heimat ist nicht automatisch ein Heile-Welt-Ort. Auch ein Land, ein Heimatland, kann ein Gehege sein, mit mentalen Gittern und gedanklichen Grenzen. Aber wir haben kein anderes, auch wenn wir flüchten, wegziehen, einen anderen Namen annehmen. Heinrich Heine sprach vom „portativen Vaterland“. Nora Krug hat erfahren, wie es ist, wenn man im Ausland lebt: Man ist plötzlich viel deutscher als zuhause.

Seit vielen Jahren lebt sie in New York, illustriert Zeitungen und Zeitschriften und lehrt als Professorin für Illustration an der Parsons School of Design. Hybride Identitäten schärfen den Blick. Der Impuls für dieses Buch wurde wohl mitten in den Widersprüchen geboren: die Sehnsucht einerseits, nach dem deutschen Wald, nach Leitzordnern, Hansaplast, Pilzesammeln – und der Rechtfertigungsdruck andererseits, wenn Amerikaner Deutschland zum Land der Prinzipien, der Humorlosigkeit und – der Nazis erklären. Auch die Heirat mit ihrem jüdischen Mann änderte nichts, ein diffuses Schuld- und Schamgefühl blieb.

Die Illustratorin wurde zur Familienforscherin, sie machte sich auf die Suche nach ihrer Heimat. Was hatte ihr Deutschsein mit dem Holocaust zu tun? Was haben ihre Vorfahren im Zweiten Weltkrieg gemacht? Onkel Franz-Karl, der Bruder ihres Vaters, der 1945 als SS-Soldat in Italien fiel? Und ihr Großvater Willy, der mit der Fahrschule, war er wirklich nicht in der Partei?

Sie stöberte in Archiven und befragte ihre Familie. In dem Buch, an dem sie sechs Jahre lang gearbeitet hat, bleiben die Schuldgefühle nicht abstrakt, sondern werden persönlich, radikal persönlich. Und damit universal.

Dieses Buch richtet sich natürlich nicht nur an die Kinder der 70er Jahre, sondern an alle Generationen. Denn Nora Krug stellt hier eine Frage, die für alle gleichermaßen bedeutend ist. Stellen Sie sich eine Doppelseite vor, links der Eintrag über „Heimat“ aus

## Erinnerung und Phantasie sind enge Verwandte.

dem Brockhaus, darunter eine Reproduktion des „Wanderers über dem Nebelmeer“, dem berühmten Bild Caspar David Friedrichs, dem Inbegriff deutscher Romantik. Über der Rückenansicht des Mannes im schwarzen Gehrock steht „Wie kann man begreifen, wer man ist“, und dann unten, auf dem schwarzen Felsen, „wenn man nicht versteht, woher man kommt?“

Die Art und Weise, wie Nora Krug diese Frage zu beantworten versucht, ist atemberaubend und so noch nie dagewesen. Die Frage nach dem Genre wurde in der Rezeption dieses Buches oft gestellt. Eine Graphic Memoir? Ein Familienalbum? Eine Graphic Novel? Ein Wimmelbuch für Erwachsene? Jede neue Doppelseite ist ein Kunstwerk für sich, eine beeindruckende Montage von Text und Bild.

Nora Krug versammelt alles, was ihr bei ihrer Suche in die Finger kommt. Da ist ein Schulaufsatz ihres Onkels Franz-Karl, mit dem Titel „Der Jude, ein Giftpilz“, mit handgemalten Hakenkreuzen. Ein Schulaufsatz von ihr selbst, in dem sie eine Rede Hitlers analysiert. Familienfotos, Comics, mit denen sie sich die Geschichte im Nachhinein buchstäblich ausmalt. Faksimiles, Zeitungsausschnitte, Fotos von KZ-Aufseherinnen, von Leichenbergen. Flohmarktfunde, Abzeichen der Hitlerjugend. Die Entnazifizierungsakte ihres Großvaters.

Der Schriftsteller W. G. Sebald, an dem man kaum vorbeikommt, wenn man über die Kombination von Wort und Visuellem nachdenkt, hat einmal gesagt: „Man muss sich um sein

Material kümmern“. Nora Krug tut das auf radikale Weise. Hat sich überhaupt jemand schon mal so um sein Material gekümmert?

Natürlich könnte man aber die Frage stellen, ob das Literatur ist, wo der Schubart-Preis doch in der Tradition des freiheitlichen und aufklärerischen Denkens seines Namensgebers für herausragende literarische Leistungen verliehen wird. Wenn man Literatur als Prosa definiert, dann dürften wir diesen Förderpreis heute wohl kaum an Nora Krug verleihen. Aber lassen Sie uns doch Literatur lieber als etwas verstehen, das mithilfe von Texten etwas erzählt, das Wucht hat, eine hohe Erzählfkraft und Identifikationspotential.

Nora Krugs „Heimat“ ist das konsequenteste Buch über eine Familiengeschichte, das ich je gelesen habe. Denn: Wie kann man überhaupt von Geschichte erzählen? Doch nur mit dem Wissen, dass Geschichte aus Geschichten besteht. Erinnerung und Phantasie sind enge Verwandte. Wenn man die Vergangenheit darstellt, lässt man sich auf die Gesetze der Erinnerung ein, auf dieses unhaltbare, halbseidene Terrain, das sich auf Emotionen, Bilder, Berichte und Fragmente stützt. Und welche Darstellungsform könnte da adäquater sein als eine gewaltige Collage aus visuellen und inhaltlichen Mosaiksteinen?

Wir schauen über Nora Krugs Schulter, während sie in die Vergangenheit wandert, im Nebelmeer stochert, Fundstücke versammelt. Da wird zum Beispiel behauptet, dass Opa Willy nicht in der Partei war, bis die Enkelin in die Archive geht und herausfindet, wie es





wirklich war. Da kommt auf einmal die Tante zu Wort, mit der Jahrzehnte niemand mehr gesprochen hat. Vieles bleibt auch im Nebel, auch das gehört dazu. Die Lücken, die Leerstellen sind Teil unserer Geschichte.

Nora Krug hat aus einem individuellen Familiengedächtnis ein Kunstwerk geschaffen und damit zum allgemein zugänglichen kulturellen Gedächtnis beigetragen. Das wir dringend brauchen, daran gemahnten zuletzt nicht nur die Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann und der Ägyptologe Jan Assmann, die sich seit Jahren um unsere Erinnerung kümmern und dafür letztes Jahr mit dem Friedenspreis des deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurden.

Gerade jetzt, da wir uns an einer Zeitenwende befinden und immer weniger Zeitzeugen über den Holocaust berichten können, ist solch eine Dokumentation unverzichtbar – gerade auch, weil es sich bei Nora Krugs Familie um eine handelt, die weder zu den Widerständlern noch zu den Fanatikern gehörte. Wie die meisten. Sie waren irgendwo dazwischen, mitlaufend, mithoffend, mitbangend, mitten im Leben und aus der eigenen Gegenwart heraus nicht halb so schlau wie wir heute.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass in unseren Zeiten wieder mehr über Heimat nachgedacht wird. Dass plötzlich vermehrt Dorfromane geschrieben werden und sich ein eigenes Ministerium um die Heimat kümmert.

Ein Glück, dass in diesen Zeiten ausgerechnet auch Nora Krugs Spurensuche selbstbewusst diesen Titel trägt. Denn Heimat betrifft uns alle, nicht nur, weil wir alle Wanderer sind über dem Nebelmeer unserer Herkunft, und weil wir alle Franz-Karls und Opa Willys in unseren Familien haben.

Wir sollten dieses Wort nicht jenen überlassen, die damit nicht gut umgehen können, sondern Künstlerinnen wie Nora Krug. Weil sie das nachholt, was die Schulbildung versäumte: den Praxisbezug – und damit in die Zukunft weist.

Für Ernst Bloch war Heimat kein Gegenstand nostalgischer Betrachtung, sondern etwas, das erreicht werden will, eine Bewegung noch herzustellender Geschichte. Was für ein schöner Gedanke, Heimat als etwas Mobiles, Heimat zum Mitnehmen, Heimat to go.

Wir sollten dieses Buch sofort auf den Lehrplan aller Schulen heben. Weil es alles erklärt und alles offenläßt. Ich weiß nicht, wie wir bisher ohne dieses Buch auskommen konnten: Es hat gefehlt. Jetzt ist es da. Vielen Dank dafür, Nora Krug, und herzlichen Glückwunsch zum Förderpreis des Schubart-Literaturpreises.



## DANKESREDE NORA KRUG

Vielen Dank Frau Krohn, für die liebenswürdigen Worte, über die ich mich sehr freue.

Vielen Dank an die gesamte Jury für die Verleihung dieses Preises, den entgegenzunehmen ich mich sehr geehrt fühle. Danke an Herrn Oberbürgermeister Rentschler, dem Gemeinderat Aalen und der Kreissparkasse Ostalb dafür, diesen Preis und diese Veranstaltung möglich gemacht zu haben.

Schon vor meiner Arbeit an meinem Buch „Heimat“ beschäftigte ich mich mehrere Jahre lang mit dem Thema Krieg. In einer Reihe von illustrierten Kurzbiografien erzählte ich vom Leben derer, die Krieg und seine Folgen aus erster Hand erfuhren. Dabei konzentrierte ich mich ausschließlich auf Menschen, die mehr oder weniger unbekannt sind, weil sie aus den erlebten Kriegen weder als Helden, noch als Verbrecher hervorgingen:

auf einen japanischen Kamikazesoldaten, beispielsweise, der den Zweiten Weltkrieg nur durch Zufall überlebte, weil sein Flugzeug einen Motorschaden erlitt; oder einen amerikanischen Soldaten, der während des Vietnamkriegs an der Demarkationslinie in Süd-Korea stationiert war und, aus Angst, nach Vietnam geschickt zu werden, nach Nordkorea flüchtete und dort 39 Jahre lang festgehalten wurde; oder einen japanischen Soldaten, der während des zweiten Weltkriegs auf den Philippinen stationiert war und sich, als 1945 die Amerikaner eintrafen, 29 Jahre lang im Dschungel versteckte, im festen Glauben, der Krieg sei noch nicht zu Ende.

## ... warum hatte die Auseinandersetzung mit dem Krieg fast ausschließlich auf abstrakter, kollektiver Ebene stattgefunden?

Was macht Krieg mit diesen Menschen, die sich in den Grauzonen befinden, deren Leben als zu unbedeutend, als weder inspirierend noch abschreckend genug empfunden wird, um darüber zu berichten? Und kann deren Leben uns helfen zu verstehen, wie diktatorische Regime entstehen?

Die künstlerische Auseinandersetzung mit diesen Themen stellt für mich eine Art Forschungsprozess dar, der sich sowohl auf faktischer, als auch auf emotionaler Ebene bewegt. Zuerst recherchiere ich, dann schreibe ich die Geschichte in Worten auf, und schließlich füge ich Bilder hinzu, die den Text und dessen Inhalte jedoch nicht 1:1 übersetzen, sondern ihm eine weitere emotionale Dimension verleihen und direkteren Zugang zu individuell erlebten Kriegserfahrungen verschaffen sollen.

Der Akt des Zeichnens selbst stellt hierbei einen Prozess dar, bei dem ich die Rolle einer Zeugin einnehme, da mich das Illustrieren dazu zwingt, historische Momente und Prozesse sichtbar werden zu lassen. Indem ich die Geschichten dieser Individuen illustriere, mache ich deren Erinnerungen für mich sichtbar, kann ich die Zusammenhänge, in denen sie sich wiederfanden erfahrbar, und ihre Kriegserlebnisse für mich greifbar machen. Das Zeichnen zwingt mich dazu, die Grenzen meiner Empathie für ihre individuellen Entscheidungen zu testen.

Zeichnen ist für mich also eine Übung in Empathie.

Erst einige Jahre, nachdem ich meine illustrierten Kurzgeschichten veröffentlicht hatte, die sich ausschließlich mit dem Schicksal von Menschen anderer Nationalitäten befasste, realisierte ich, dass diese Geschichten in Wirklichkeit Versuche gewesen waren, mich als Deutsche an das Thema Krieg heranzutasten. All die Jahre hatte ich mich davor gescheut, eine deutsche Perspektive darzustellen.

Was war der Grund, der mich so lange davon abgehalten hatte, mich mit der deutschen Kriegserfahrung künstlerisch und literarisch zu befassen? Hatte die intensive Beschäftigung mit dem Holocaust in der Schule eine Art Lähmung erzeugt?

Und warum hatte die Auseinandersetzung mit dem Krieg fast ausschließlich auf abstrakter, kollektiver Ebene stattgefunden? Warum, wo wir doch die Reden Hitlers Wort für Wort analysierten, wo wir doch unzählige Stätten des Terrors auf Klassenfahrten besuchten, lernte ich nichts darüber, was in meiner eigenen Stadt, in meiner eigenen Straße, in meiner eigenen Familie geschehen war? Das Gefühl der lähmenden Schuld wurde begleitet von einem Identitätsverlust, und die Beschäftigung mit unserer Geschichte so tief verankert mit der Frage nach der deutschen kulturellen Identität.

Als mein Buch letzten Herbst erschien, erhielt ich Reaktionen aus unterschiedlichen Erdteilen. Ein 90-jähriger Deutscher, der vor 50 Jahren nach Kanada emigriert war, identifizierte sich mit meiner Sehnsucht nach deutschen Gegenständen und bot mir an, mir

## Als Deutsche bleibt es unsere Aufgabe, Gedenkarbeit für die Opfer des Nazi-regimes zu leisten und uns immer wieder von Neuem unserer Geschichte zu stellen und deren Erbe neu für uns zu definieren ...

seine alten Leitzaktenordner, für die er nun keine Verwendung mehr hat, nach New York zu schicken. Überlebende des Holocaust und des Kindertransports kamen nach Lesungen mit Tränen in den Augen auf mich zu, was mich berührte, doch als Deutsche auch sehr befangen machte. Enkel überlebender Juden berichteten, dass viele der Fragen, die ich mir in meinem Buch stelle genau dieselben seien, die sie selbst sich ihr Leben lang gestellt hatten: „Was für eine Familie wären wir, wenn kein Krieg gewesen wäre?“. Gleichzeitig aber erhielt ich auch Post von einer Deutschen, die behauptete, ich ziehe unser Land durch den Dreck, ich kollaboriere mit Deutschlands Besatzern, ich würde womöglich noch durch den amerikanischen Geheimdienst dafür bezahlt, antideutsche Propaganda zu betreiben. Am Tag nachdem mein Buch einen literarischen Preis in den USA gewann, war mein Porträtfoto auf einer rassistischen amerikanischen Webseite abgebildet. Die Deutschen seien Opfer einer anhaltenden Gehirnwäsche, vollzogen durch die Alliierten, hieß es da am Beispiel meines Buchs.

Jüngste Umfragen zeigen, dass 1/3 aller Europäer wenig oder gar nicht über den Holocaust informiert sind. 10% aller befragten Amerikaner und 12% aller befragten Österreicher sagen, sie wissen nichts über den Holocaust. 5% aller befragten Engländer glauben nicht, dass es den Holocaust jemals gegeben hat, und mehr als 8% aller Engländer glaubt, die Zahl der 6 Millionen Opfer sei übertrieben. Die deutsche Bundesregierung stellte 2018 eine 20%-ige Zunahme antisemitischer Vorfälle in Deutschland fest – 89% davon verursacht durch die rechtsextreme Szene.

So zu tun, als sei unsere Weltanschauung, unser Denken und Handeln als Deutsche heute nicht fundamental durch unser politisches Erbe beeinflusst, als seien wir nicht Träger unserer Geschichte und unserer Geschichten, wäre naiv. Wir befinden uns in einer Zeit des generationellen und politischen Wandels. Als Deutsche bleibt es unsere Aufgabe, Gedenkarbeit für die Opfer des Naziregimes zu leisten und uns immer wieder von Neuem unserer Geschichte zu stellen und deren Erbe neu für uns zu definieren – nicht als durch Selbstzweifel gelähmte Deutsche, sondern als wahre deutsche Patrioten. Wir müssen die Demokratie nicht als einen Zustand, sondern als einen Prozess verstehen, an dem jeder von uns – jeden Tag – aktiv teilhaben muss, und verstehen, dass wir es unserer Demokratie schuldig sind, uns nicht davor zu scheuen, schwierige und unangenehme Fragen zu stellen.



## ANEKDÖTCHEN

Eine Video-Theater-Musik-Collage –  
Christian Friedrich Daniel Schubart und  
seine Gedanken zu deutscher Identität,  
Literatur und Musik.

VIDEO: Wann wir die Anekdoten lesen, womit wir von Zeit zu Zeit aus Engelland und Frankreich beschenkt werden, so sollte man glauben, daß es nur allein in diesen glücklichen Reichen Leute mit Leidenschaften gebe.

Von uns armen Teutschen liest man nie ein Anekdotchen, und aus dem Stillschweigen unserer Schriftsteller müssen die Ausländer schließen, daß wir uns nur maschinenmäßig bewegen und daß Essen, Trinken, Dummarbeiten und Schlafen den ganzen Kreis eines Teutschen ausmache, in welchem er so lange unsinnig herumläuft, bis er schwindlige niederstürzt und stirbt. Allein, wann man die Charaktere von seiner Nation abziehen will, so wird ein wenig mehr Freiheit erfordert, als wir arme Teutsche haben, wo jeder treffende Zug, der der Feder eines offenen Kopfes entwischt, uns den Weg unter die Gesellschaft der Züchtlinge eröffnen kann.

An Beispielen fehlt es uns gewiß nicht, und obgleich wegen der Regierungsform der Zustand eines Teutschen bloß passiv ist, so sind wir doch Menschen, die ihre Leidenschaften haben und handeln, so gut als ein Franzos' oder ein Brite.

Wann wir einmal teutsche Originalromanen und eine Sammlung teutscher Anekdoten haben, dann wird es den Philosophen leicht werden, den Nationalcharakter unserer Nation bis auf die feinsten Nuancen zu bestimmen.

Hier ist ein Geschichtchen, das sich mitten unter uns zugetragen hat; und ich gebe es einem Genie preis, ein Buch daraus zu machen, wann er oder sie nur nicht aus Zaghaf-tigkeit die Szene in Spanien und Griechenland, sondern auf teutschen Grund und Boden eröffnet.

Einschub Nora Krug (Musikbegleitung Trio Blaues Krokodil)

Ich schwimme in tausendfachen Wonnen in diesem Triumph der Dichtkunst und Malerei. Eine Spielart, ganz und gar neu geschaffen.

So ist mir dies Werk doch voraus, habe ich selbst doch das Beste in meinem Leben ge-sagt, und nicht geschrieben.

LIVE: Und doch sagst du selbst, etwa über die Musik, es sei von großer Wichtigkeit, dass man nicht nur klimpern, sondern auch setzen kann.

VIDEO: Ich that hierinnen zu viel und zu wenig. Zu viel, weil ich die Wissenschaften ver-nachlässigte; zu wenig, weil ich die Tonkunst nicht genug – nicht in all ihren Tiefen stu-dierte.

LIVE: Von Leidenschaft gepeitscht [...], ohne Ordnung, ohne Klugheit, ohne Fleiß, ohne Sparsamkeit vernachlässigtest du Deine Studien und ruiniertest deine Gesundheit.

VIDEO: Ich gebe zu, Wein und Weiber waren die Skylla und Charybdis, die mich wechsel-weise in ihren Strudeln wirbelten.

LIVE: Nur Philosophen und Dichter können in schwäbischen Kleinstädten wachsen, Musiker niemals.

VIDEO: Oh. Ich spielte mit geflügelter Geschwindigkeit, las sehr schwere Stücke, fürs Klavier oder ein anders Instrument gesezt, mit und ohne Baß, vom Blate weg, spielte in allen Tönen mit gleicher Fertigkeit, fantasirte mit feuriger Erfindungskraft.

Ich konnte mich so ins Feuer spielen – der Hauptzug des musikalischen Genies – daß Alles um mich schwand, und ich nur noch in den Tönen lebte, die meine Einbildungskraft schuf.

LIVE: Ja, ja, du Feuerkopf. Die Zelle der Ordnung ist Deine Sache nicht, mehr der Zustand der Exaltation.

VIDEO: Und doch setzte ich teils aus Zeitvertreib, teils aus Neigung, Sinfonien, Sonaten, Arien und andere Kleinigkeiten in Menge auf, die hernach unter meinem und fremden Namen in alle Welt ausflogen und ihr Schmetterlingsleben lebten.

LIVE: Es ist in der That ungemein schwer, ein gutes Volkslied zu setzen. Hier gelten keine Nachäffungen, sondern man muß die Nationalkorden so sicher zu berühren wissen, daß sie alle das gesetzte Lied wiederthönen.

Trio Riff 1 (auf Zeichen von LIVE-Schubart)

VIDEO: Der Handwerksbursche, der Bauer, das gemeine Mädchen finden keinen Ge-schmack am verzierten Gesange, sie wollen Naturlaute hören. Man studiere also unsere herrlichen Melodien, ...

LIVE: dann erst wird man ein Lied setzen, dass unser Volk aufnimmt.

Trio Riff 2 (auf Zeichen von LIVE-Schubart)

VIDEO: Es ist die Aufgabe des Musikers, die Urlaute der Menschen, wie sie mit Lied und Sang aus dem Herzen quellen, zu belauschen, sie nachzuahmen und zu veredeln. Es geht darum, den Schein des Ungesuchten, des Kunstlosen, des Bekannten zu erwecken.

Trio Riff 3 (auf Zeichen von VIDEO-Schubart)

LIVE: Wie auch bei unseren Preisträgern eben nicht zu schwerfällig, und mit einer zu ängstlichen Gewissenhaftigkeit niedergeschrieben. Mehr Naturschrey als Kunst.

Trio Riff 4 (auf Zeichen von LIVE-Schubart)

VIDEO: Verehrte Preisträgerin, verehrter Preisträger, Dank Euch für die Wonne, Die Eurem Gesang entquoll!

Medley rückwärts durch 200 Jahre deutscher Musikgeschichte (Trio Blaues Krokodil) bis hin zur Forelle mit dem Agade-Quartett.



## CHRONIK DES SCHUBART- LITERATURPREISES

### 1955

Der Gemeinderat der Stadt Aalen folgt dem Vorschlag von Oberbürgermeister Dr. Karl Schübel, einen Literaturpreis zu Ehren des Dichters, Journalisten und Musikers Christian Friedrich Daniel Schubart auszuloben. Am 31. Januar 1955 verabschiedet das Gremium das Statut mit der Zielsetzung: „... eine Tradition, die sich in Aalen gebildet hat, zu hüten, das Andenken Schubarts zu ehren und für die weitere kulturelle Entwicklung unserer Stadt einen Impuls zu geben“.

Zehn Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges und der NS-Diktatur gibt es zwischen Bodensee und Main lediglich drei weitere Literaturpreise. Zu ihnen zählt auch der 1955 erstmals verliehene Gedächtnispreis des Landes für Friedrich Schiller. Mit der Stiftung des Schubart-Literaturpreises durch die Stadt Aalen im gleichen Jahr lebt einerseits die Erinnerung an einen Autor wieder auf, der in vielerlei Hinsicht Förderer und Vorbild für die Größen der späteren Weimarer Klassik war. Darüber hinaus ist die Erinnerung an Christian Friedrich Daniel Schubart ein klares kulturpolitisches Signal für die Förderung einer eigenständig-kritischen und unabhängigen Literatur in der noch jungen Bundesrepublik bzw. im jungen Bundesland Baden-Württemberg.

### 1956

Hugo Theurer  
Dr. Eduard Thorn

### 1960

Paul Wanner  
Ernst Häußinger  
Bernhard Hildebrand

### 1964

Heinz Rainer Reinhardt  
Konrad Winkler  
Wilhelm Koch  
Dr. Kurt Hermann Seidel

### 1968

Prof. Dr. Michael Mann  
Hartmann Ulmschneider

### 1972

Dr. Peter Lahnstein  
Josef W. Janker

### 1974

Peter Härtling  
Dr. Ernst R. Hauschka  
Rolf Hellmut Foerster

### 1976

Dr. Dieter Narr  
Margarete Hannsmann

### 1978

Dr. Richard Schmid  
Horst Brandstätter  
Georg Holzwarth

### 1980

Dr. Reinhard Siegert  
Werner Dürrson  
Roland Lang

### 1982

Prof. Dr. Otto Borst  
Dr. Hartmut Müller  
Dr. Peter Spranger

### 1984

Prof. Dr. Gerhard Storz  
Walter Dürr  
Dieter Wieland

### 1986

Dr. Kurt Honolka  
Hartmut Geerken

### 1989

Eveline Hasler  
Dieter Schlesak  
Dr. Jürgen Walter

### 1991

Prof. Dr. Hermann Glaser  
Karlheinz Bauer  
Helmut Pfisterer

### 1993

Thomas Rosenlöcher  
Henrike Leonhardt  
Prof. Dr. Axel Kuhn

### 1995

Ralph Giordano  
Prof. Dr. Hermann Baumhauer

### 1997

Alice Schwarzer

### 1999

Gabriele Goettle  
Hellmut G. Haasis

### 2001

Robert Gernhardt  
Dr. Hartmut Schick

### 2003

Uwe Timm

### 2005

Henryk M. Boder

### 2007

Friedrich Christian Delius

### 2009

Peter Schneider

### 2011

Hans Christoph Buch  
Förderpreis: Timo Brunke  
Sonderpreis:  
Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken

### 2013

Jenny Erpenbeck  
Förderpreis: Patricia Görg

### 2015

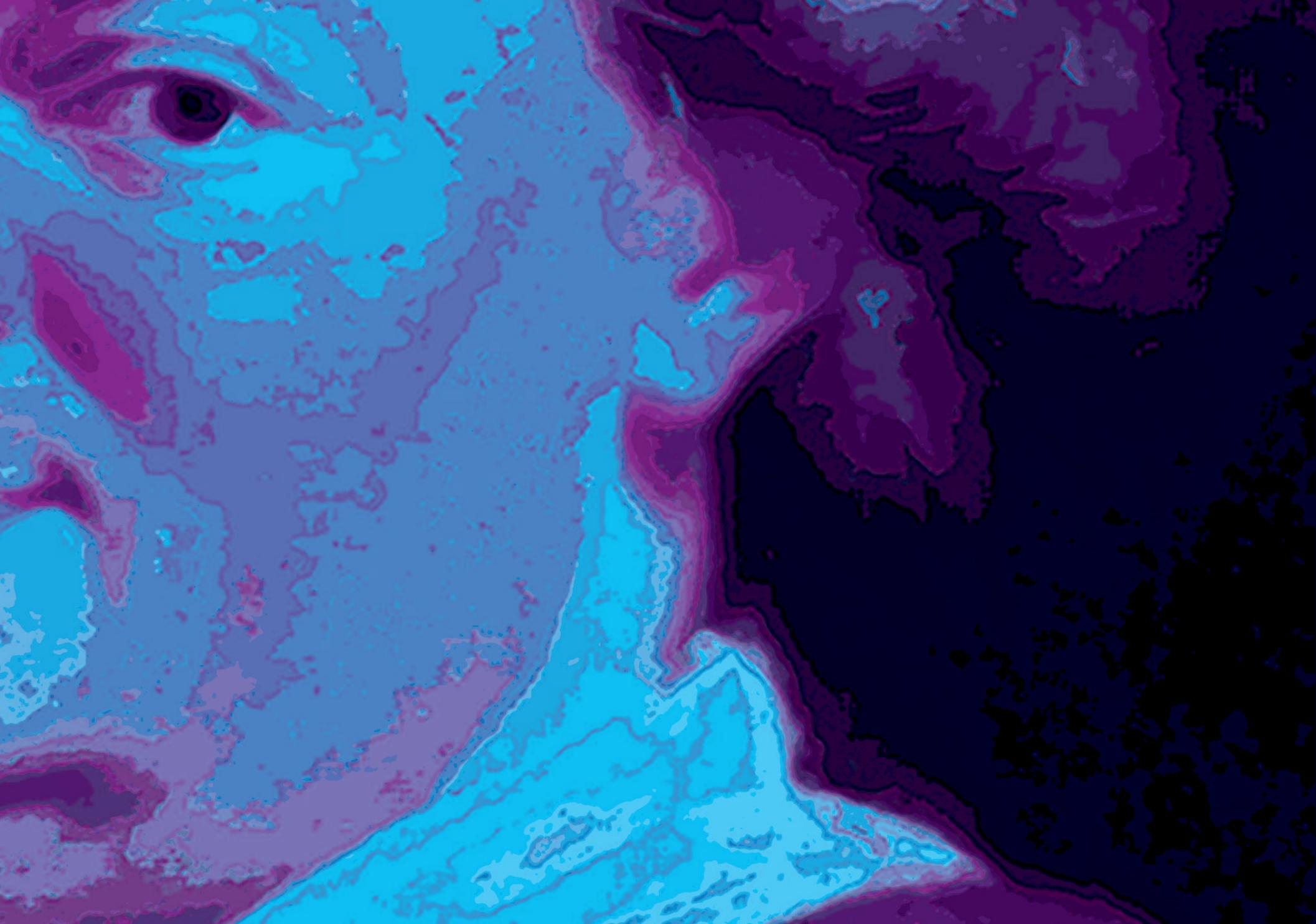
Katja Petrowskaja  
Förderpreis: Karen Köhler

### 2017

Saša Stanišić  
Förderpreis: Isabelle Lehn

### 2019

Daniel Kehlmann  
Förderpreis: Nora Krug



Stadt Aalen  
Amt für Kultur und Tourismus  
Uta Singer M.A.  
Marktplatz 30  
73430 Aalen

[www.aalen.de](http://www.aalen.de)

© Stadt Aalen 2019  
Fotos Ingrid Hertfelder, Beowulf Sheehan (S. 07), Nina Subin (S. 08), Peter Schlipf (S. 35, 48, 55) / Gestaltung Michael A. Lenz